

PIPPA GOLDSCHMIDT



DEUTSCHSTUNDEN

Die Geschichte einer Heimkehr

AUS DEM ENGLISCHEN VON
ZOË BECK

*ACHTUNG:
UNKORRIGIERTE LESEPROBE*

INHALTSVERZEICHNIS

Prolog	7
Kapitel eins – der Prozess	15
Kapitel zwei – das Silber	
Kapitel drei – der Wiederaufbau	
Kapitel vier – der Luftmentsh	
Kapitel fünf – der Golem	
Kapitel sechs – die Somme	
Kapitel sieben – die Bäume	
Kapitel acht – der Papierkram	
Kapitel neun – die Insel	
Kapitel zehn – die Toten	
Kapitel elf – die Rückkehr	
Epilog	

Danksagung	
Die Autorin / Übersetzerin	

EPILOG

Irgendwo auf der Nordsee, 1938

Ich stelle mir vor, wie mein Großvater Ernst an Deck sitzt und sich wegen des ständigen Winds fest den Mantel zuhält, er ist der einzige draußen, während die Fähre den Weg vom Hoek van Holland nach Harwich zurücklegt. Die anderen Flüchtlinge sind im Inneren der Fähre geblieben, aber er will nicht hören, wie sie auf Deutsch miteinander sprechen. Er sitzt hier, um die vergiftete Sprache von der Gischt getränkter Luft wegblasen zu lassen und sie durch die Rufe der Möwen zu ersetzen.

In der einen Manteltasche steckt eine Anthologie mit englischer Lyrik, in der anderen ein paar Münzen. Wenn die Fähre in Harwich angelegt hat, wird er mit diesen Münzen eine Zeitung an einem Kiosk am Bahnsteig kaufen und dann den Zug nach London nehmen. Er wird seinen Koffer ins Gepäcknetz heben, sich einen Platz suchen und seine Zeitung lesen, die Seiten mit einer Geschwindigkeit umblättern, die den anderen Reisenden vermittelt, dass er Englisch versteht, so wie sie alle. Er wird alles lesen, sogar die Berichte über Fußballspiele, obwohl er sich nicht für Sport interessiert. Wenn ihn jemand anspricht, wird er antworten können, obwohl er sich noch immer davor hütet, selbst ein Gespräch anzufangen.

Hier auf dem Außendeck ist das Meer für ihn zum Leben erwacht, einer zweidimensionalen Seite mit gerastertem Blau in einem Schulatlas entsprungen, auf der gestrichelte Linien Namenspaare miteinander verbinden: Hoek von Holland – Harwich, Dieppe – Newhaven, Calais – Dover. Während

der letzten Jahre ist er all diese Linien entlanggereist, und auf jeder dieser Reisen konnte er den Blick nicht vom Meer abwenden. Seine Heimatstadt in Deutschland, die weit von jeder Küste entfernt liegt, umsäumt ihre schmalen Wasserwege mit Ufern, die in regelmäßigen Abständen durch Brücken und Schleusen zusammengenäht sind. Wenn man an einem Ufer eines dieser Flüsse steht – Main, Rhein oder Neckar –, erreicht man die andere Seite mit nur wenig Aufwand und einem kleinen Spaziergang. Aber die Mitte dieser Schiffsreise, dort, von wo aus keine der Küsten sichtbar ist, fühlt sich an wie der Drehpunkt einer Wippe, die kurz davor ist, nach vorn abzukippen; wie der höchste Punkt eines Riesenrads, an dem man innehält, regungslos für einen Moment, bevor die unvermeidliche Talfahrt beginnt. Sie bewegen sich definitiv vorwärts, das bestätigen ihm seine aufgewühlten Innereien, aber auf aufregende Weise ist es unklar, wohin genau. Es schert ihn nicht, solange es nur England ist. Die Weite des Meeres muntert ihn auf, vielleicht bevorzugt er deshalb die längere Route von den Niederlanden aus anstelle der kürzeren von Frankreich oder Belgien. Je größer die augenscheinliche Distanz von Deutschland nach England, desto besser.

Er greift nach der Lyrikanthologie, dann überlegt er es sich anders. Möge dieser Moment vom Meer erfüllt sein, das unter ihm wogt, und von der Gischt, die jedes Mal, wenn das Schiff in eine Welle kracht, durch die Luft sprüht, und von den streitenden Möwen über ihm, und möge er so lange, wie es nur geht, andauern. Dieser Gedanke ist kein Gebet, denn die Sprache des Betens hat er nie gelernt. Aber solange er auf diesem Schiff ist, wird nichts von ihm erwartet, und das ist wirklich etwas, wofür er dankbar ist.

Ich stelle mir vor, wie Ernst vorn auf der Fähre sitzt, so, dass er sein Ziel sehen kann, sobald es am Horizont auftaucht, weil es die optimistischste Möglichkeit ist, ihn mir

vorzustellen. Und er wird Optimismus brauchen, um sich in seiner Zukunft über Wasser zu halten.

Zehntausend Meter in der Luft, 2018

Als ich die Reise in die entgegengesetzte Richtung antrat, war es Abend, es ging nach Osten und weg von der untergehenden Sonne, sodass die Nacht früher kam, als wenn ich auf dem Boden stehengeblieben wäre.

Ich sah aus dem Fenster, um unseren Fortschritt zu überprüfen, aber es gab keine Referenzpunkte im leeren Raum, abgesehen vom letzten Schein des Sonnenlichts, das gerade im Südwesten verschwand. Es ließ sich unmöglich sagen, mit welchem Punkt auf dem Land oder dem Wasser unter uns unsere Position korrespondierte, und damit ging eine Anonymität und Freiheit einher, die ich begrüßte.

Als sich der Himmel zu einem Kobaltblau verdunkelte, leuchtete der erste Stern auf, hinter der Flügelspitze, im Nordosten. Ein weiterer Stern tauchte auf, und dann ein dritter. Ich fühlte mich wie damals, als ich am Teleskop arbeitete, ehrfürchtig angesichts der allmählichen Enthüllung ferner Sterne an einem dunklen Himmel. Ich wusste die Namen der Sterne nicht, die ich vom Flugzeugfenster aus sah, aber das war nicht weiter schlimm, weil ich andere, wichtigere Dinge über sie wusste: woraus sie bestanden, und wie sie sterben würden. Und ich kannte den komplizierten Prozess, durch den sie sich im Sterben in neue Elemente verwandeln und weitab ihres Ursprungs durch den Raum verteilt fortbestehen würden.

Der Lärm der vibrierenden Motoren war der einzige Hinweis darauf, dass wir uns wirklich bewegten. Diese Reise war in der Tat so ungewöhnlich ruhig, es war schwer zu glauben, dass das Flugzeug je sein Ziel erreichen würde;

dass wir uns nicht in einer Art Stillstand hoch über dem Meer befanden. Die Mischung aus mechanischem Surren und den Stimmen der anderen Passagiere lullte mich ein, sodass ich mein direktes Umfeld nur noch halb wahrnahm, und bald dämmerte ich weg, wobei ich mir unterbewusst wünschte, wir könnten einfach immer so weiterreisen, ohne je unser Ziel erreichen zu müssen. Hier in diesem Niemandsland des Flugzeugs spürte ich keine Verantwortung. Nur die augenscheinliche Bewegung der Sterne von Ost nach West verriet unseren Fortschritt, bis das Flugzeug schließlich in den Sinkflug ging und diese Sterne hinter die Wolken zurücktraten, wie sie es immer tun, und wir am Frankfurter Flughafen landeten.

Im Halbschlaf war ich in ein Land zurückgekehrt, das ein äußerliches Abbild meines Halb-hier-, Halb-dort-Zustandes war. Wo genau war ich – zu Hause, oder woanders? Während wir darauf warteten, das Flugzeug verlassen zu können, sah ich nach, ob sich mein Pass in meiner Tasche befand, um mich auf die Grenzkontrolle vorzubereiten; eine Routinemaßnahme, nichts, worüber man wirklich nachdenken musste. Bis mir beim Anblick meines britischen Passes klar wurde, dass er in Zukunft nicht mehr mein einziger sein würde. Bald würde ich zwei haben, und wenn es so weit war, würde ich immer darüber nachdenken müssen, welchen ich benutze. Welche Identität ich wählte.

Vor einiger Zeit hatte ich die deutsche Staatsbürgerschaft beantragt. Meinem Großvater Ernst war, wie allen anderen deutschen Juden, die Staatsbürgerschaft entzogen worden, und das deutsche Grundgesetz garantiert den Nachfahren dieser Juden das Recht, ihre Staatsbürgerschaft »wiederzuerlangen«, als Teil der Wiedergutmachung nach dem Krieg, als Entschädigung für das vom Naziregime begangene Un-

heil. Es gab keine Vorbedingungen oder Anforderungen für meinen Antrag. Anders als andere, die den üblichen Einbürgerungsprozess durchlaufen müssen, um einen deutschen Pass zu bekommen, musste ich weder die Sprache sprechen können noch den Einbürgerungstest über die »Lebensverhältnisse in Deutschland« bestehen oder eine Loyalitätserklärung abgeben. Ich musste nur Nachweise darüber vorlegen, auf welche Art meine Familie verfolgt worden war. In den Jahren zuvor hatte ich viel Zeit in Deutschland verbracht. Ich hatte zwei Schreibresidenzen absolviert, einmal in Delmenhorst und später in Heidelberg. Praktisch gesehen ergab es Sinn, den nächsten Schritt zu machen und die deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen, die mir angeboten wurde, damit ich auch nach dem Brexit noch die Möglichkeit hätte, ungehindert nach Deutschland einzureisen und meinen Partner mitzunehmen. Er war begeistert, er sprach über unsere Zukunft in einer kleinen Wohnung irgendwo in Bremen oder Hamburg oder Berlin, Städte, die wir kennen und lieben gelernt hatten. Mir wurde klar, dass es für ihn nur um die Zukunft ging. Aber für mich ging es auch um die Vergangenheit. Ich bezweifle, dass irgendein jüdischer Mensch mit deutschen Wurzeln bei diesem Prozess lediglich den administrativen Nutzen sehen kann. Die Beweisstücke, die Papiere von Ernst, die ich meinem Antrag beilegen musste, ließen es nicht zu, dass ich leichtfertig damit umging. Für eine solche Veränderung hat jeder Mensch seine eigenen Gründe. Meine hatten damit zu tun, dass ich Ernst niemals kennenlernen konnte, er starb einige Jahre bevor ich geboren wurde. Ich wollte etwas so Wichtiges wie die Staatsbürgerschaft mit ihm teilen und eine Verbindung zu ihm herstellen. Seinetwegen hatte ich diese Möglichkeit, und seinetwegen ergriff ich sie. Zu meinen Kindheitserinnerungen gehören ein Foto von Ernst als sehr jungem Sol-

daten und ein Foto von einem Regal voller Bücher, die bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen. Als ich klein war, trug ich sorgsam ein paar Fakten aus seinem Leben zusammen, so wie man Wollfäden für eine noch unbekannt Tätigkeit, die in der Zukunft ausgeführt wird, hortet. Er war der mittlere von drei Brüdern, er arbeitete als Anwalt, und er sammelte gern gebrauchte Bücher. Er diente während des Ersten Weltkriegs im Deutschen Heer an der Westfront, danach während des Zweiten Weltkrieg in der British Army. Erst als ich erwachsen wurde, verstand ich, wie ungewöhnlich das gewesen war. Ich wollte mehr über sein Leben herausfinden, nicht einfach nur in Online-Archiven, sondern indem ich in denselben Städten lebte wie er einst; die deutsche Staatsbürgerschaft sollte es mir ermöglichen, eine fühlbare Verbindung mit Ernst herzustellen. Aber würde der neue Pass, zusammen mit meinem familiären Hintergrund und meinen mangelhaften Sprachkenntnissen, ausreichen, um mich Deutsch zu »fühlen« und von anderen so gesehen zu werden? Zu Beginn meiner Schreibresidenz in Delmenhorst musste ich in einer Bankfiliale ein Konto eröffnen und wurde von der Angestellten dazu befragt. Ich reichte ihr die ausgefüllten Unterlagen und meinen (britischen) Pass, und sie sagte: »Goldschmidt – das ist ein jüdischer Name.« Es war eine einfache Feststellung, eine scheinbar neutrale Aussage. Aber ich antwortete nicht, und nach einem Moment der Stille fuhr sie fort, meine Unterlagen zu begutachten. So wird es also sein?, dachte ich. Ich war erst seit gefühlt fünf Minuten im Land. Werde ich jeden Tag damit konfrontiert? Nur wenige Meter von der Bankfiliale entfernt fielen mir zwei Stolpersteine auf, die in den Bürgersteig eingelassen worden waren, kleine Messingplaketten, die an die Deportation und anschließende Ermordung eines Mannes und seiner Ehefrau im Jahr 1941 erinnerten.

Ihr Nachname lautete Goldschmidt. Vielleicht kam die Bankangestellte jeden Tag an diesen Stolpersteinen vorbei. Vielleicht waren die Toten wiederauferstanden, als ich die Bank betreten hatte. »Die Wiederkehr der Toten« ist eines von vielen Motiven, die Sigmund Freud in seinem Aufsatz »Das Unheimliche« nennt. Mit Blick auf Schelling schreibt er: »Unheimlich sei alles, was ein Geheimnis, im Verborgenen bleiben sollte und hervorgetreten ist.« Es ist etwas Vertrautes, das uns durch den Prozess der Verdrängung entfremdet wurde. Freud bezieht sich auf die psychologische Verdrängung als Mechanismus, der aus dem Vertrauten das Unheimliche macht, aber es zeigt sich auch, dass äußerliche, physische Verdrängung denselben Effekt haben kann. Vielleicht werden Menschen wie ich in Deutschland als unheimlich angesehen, weil wir an vergangene Geschehnisse erinnern. Ziemlich unangenehm, gelinde gesagt. Hier in Deutschland bin ich weder eine ignorante Fremde noch eine echte Einheimische. Meine Beziehung zu meinem Umfeld gleicht einer Rekonstruktion, nach vorangegangener Zerstörung erst jetzt wiederhergestellt. Ich habe meine Staatsbürgerschaft, die ich die ganze Zeit über hätte besitzen sollen, »wiedererlangt«, und folglich (und logischerweise) ist Deutschland für mich keine neue Heimat, sondern etwas, das immer meine Heimat war – auch wenn ich sie nicht kannte. Wenn es keine neue Heimat ist, dann kehre ich auf eine Art in eine alte Heimat zurück, wodurch ich zwar eine Fremde bin, aber gleichzeitig auch ein lange verschollenes Familienmitglied; Odysseus, der nach Ithaka zurückkehrt. In Großbritannien ist mein Name einfach ein deutscher, während ihn die Leute hier in Deutschland als jüdisch identifizieren. Deshalb fällt es mir schwer, meine Anwesenheit in Deutschland als etwas anderes zu sehen als die Wiederkehr einer Toten. Würde hier ein normales Leben mög-

lich sein, und wie würde es aussehen? Ich fand diese Fragen über das Schlingern und Schleudern der Identität zugleich verstörend als auch unwiderstehlich. Es wäre ein Experiment. Und ich bin ausgebildete Wissenschaftlerin, ich kenne mich damit aus, wie man Experimente durchführt. Also kam ich zurück nach Deutschland, fest entschlossen, in Ernsts Fußstapfen zu treten und herauszufinden, wie es sich anfühlt, das Leben einer nicht zuordenbaren und unheimlichen Deutschen zu führen.

KAPITEL 1 – DER PROZESS

Putney, 2017

Den größten Teil meiner Kindheit verbrachte ich südlich der Themse an einem Ort, an dem es möglich war und ist, über einen Anleger an Bord eines Schiffs zu gehen und mitten durch London zu fahren, bis nach Greenwich, ohne dass irgendetwas diese Reise von West nach Ost behindern würde. Jedes Mal, wenn ich dort entlangfuhr, schloss ich die Augen, um besser wahrzunehmen, wie sich mein Körper in steter Bewegung befand und nie zur Ruhe kam, während er die ratternde Geschäftigkeit der Maschinen und das langsame Klat-schen des Wassers an den Bootsrand aufnahm. Und während dieser einstündigen Reise gewöhnte ich mich jedes Mal so sehr an diese stete Bewegung, dass mir der folgende Stillstand beim Erreichen unseres Ziels fremd erschien, mich der Boden unter den Füßen irritierte und ein Verlustgefühl auslöste.

Das letzte Mal, als ich diese Reise antrat, war mein Ziel das Observatorium auf dem Hügel hinter dem Royal Naval College im Greenwich Park. Beim Hinaufgehen dieses kleinen, aber steilen Hügels rief das Muskelgedächtnis Erinnerungen an einen anderen Hügel sehr viel weiter nördlich mit einem ähnlichen Observatorium auf seiner Kuppe hervor. Direkt außerhalb des Observatoriums in Greenwich wurde ein Messingstreifen verlegt, der an eine Bahnschiene erinnert, die nirgendwo hinführt. Es ist der Nullmeridian, von dem aus alle Längengrade der Erde festgelegt werden, aber anders als Norden und Süden ist es ein konstruierter, willkürlicher Punkt. Und trotzdem, während ich den Touristen dabei zusehe, wie sie ihre Füße rechts und links neben dem Messing-

streifen platzieren, kann ich ihn mir sowohl als physisches Objekt in meiner direkten Gegenwart vorstellen als auch als eher theoretisches Konzept, das den Globus aufteilt, als Strich auf einem Diagramm. Zu Beginn meines Astronomiestudiums musste ich die verschiedenen Methoden lernen, mit denen sich die Sternpositionen bestimmen lassen. Mein Lehrbuch stellte die Erde als eine glatte, strukturlose Sphäre dar, die unterschiedlichen Koordinatensysteme ragten in den Himmel hinein, verbanden die Erdoberfläche mit seiner Umgebung und vertäuten sie mit dem Weltraum. Wie einen Ballon oder ein Boot verbanden sie uns mit etwas dort draußen.

Mittlerweile komme ich nur noch nach Putney, um meine Familie zu besuchen, und diesmal bin ich bei meinem Vater, damit wir uns gemeinsam um die Bewerbung für unsere Staatsbürgerschaft kümmern. Wir haben bereits das notwendige Formular von der Website der Deutschen Botschaft heruntergeladen, und jetzt lesen wir die Fragen durch. Das Formular ist kurz, es hat nur zwei Seiten. Wir sollen den Nachweis erbringen, dass Ernst ein deutscher Staatsbürger war, dass er jüdisch war, und dass er nicht vor November 1941 die britische Staatsangehörigkeit angenommen hatte; zu diesem Zeitpunkt wurde deutschen Juden im Dritten Reich die Staatsangehörigkeit entzogen, sobald sie die Staatsgrenze überschritten, und sie wurden staatenlos. (Dies galt auch für deportierte Juden, da die besetzten Gebiete im Osten als »Ausland im Sinne dieser Verordnung« deklariert wurden.) Das Formular verdichtet und presst unsere Familiengeschichte in ordentliche Kästchen, die mit Daten und Ortsangaben vervollständigt werden. Die Begrifflichkeiten sind mit Bedacht gewählt, man bezieht sich auf die jüdische »Religion« und vermeidet die grausame Naziterminologie, die Erwähnung des Wortes »Rasse«.

Wir haben den erforderlichen Nachweis. Mein Vater hat Ernsts deutschen Pass aus den späten 1930ern gefunden.

Ein kleines, abgenutztes, khakifarbenes Dokument, auf dessen Vorderseite ein runder Stempel mit einem Adler zu sehen ist, der ein Hakenkreuz in seinen Krallen trägt, und in der oberen linken Ecke prangt ein großes rotes »J«.

Das Dokument ist ein Portal, das es der Vergangenheit erlaubt, in die Gegenwart vorzudringen, in unsere Küche, in der dank Radio Swiss klassische Musik läuft, begleitet vom Bass der Spülmaschine. Draußen kümmert sich meine Stiefmutter um Gladiolen, die aus von ihrem Vater vererbten Blumenzwiebeln erwachsen sind. Jedes Jahr werden sie zu groß und können sich nicht mehr selbst aufrecht halten, weshalb sie sie an Holzstöcke bindet, damit sie nicht brechen oder knicken.

Wir öffnen Ernsts Pass nicht. »Kaffee?«, fragt einer von uns, und wir sind froh über die Ablenkung und kochen und trinken Kaffee und lesen uns noch einmal das Infoblatt durch, das zu dem Formular gehört. Auf dem Infoblatt steht gleich zu Anfang: »Frühere Deutsche können sich wieder auf ihre frühere Staatsangehörigkeit berufen, wenn ihnen während der Zeit des NS-Regimes die deutsche Staatsangehörigkeit aus politischen, rassischen oder religiösen Gründen entzogen wurde. Dies gilt auch für deren Abkömmlinge.« Dies trat mit Gründung der BRD 1949 in Kraft, und seit der Wiedervereinigung ist es Teil des Grundgesetzes.

Aber als wir unseren Kaffee ausgetrunken haben, liegt der Pass immer noch dort, und es muss etwas damit geschehen. Er erzeugt einen krassen Bruch zu unserer Umgebung. Vielleicht besteht die einzige Möglichkeit, mich mit ihm auseinanderzusetzen, darin, ihn auf quasi-wissenschaftliche Weise zu betrachten, um eine innerliche Distanz halten zu können. Vielleicht kann sich jedes Detail – die Farbe des Papiers, die Handschrift, die Schriftart der gedruckten Buchstaben, sogar der Winkel des Hakenkreuz tragenden Adlers – durch meinen objektiven und unvoreingenommenen Blick von schwe-

rem Material in gewichtslose Information wandeln, die dem Staatsbürgerschaftsformular angemessen ist. Wenn ich auf jedes noch so kleine Detail achte, jeden Tintenfleck, jede rostige Heftklammer, jeden schiefen Buchstaben, kann ich mich vielleicht dem Wesen der ausstellenden Behörde entziehen.

Also gut. Eins nach dem anderen, fangen wir mit der Vorderseite an:

Die gedruckten Wörter »Deutsches Reich« und der Stempel mit dem Reichsadler.

»Reisepass.«

»Nr.« (und in schwarzblauer Tinte) »1873/36.«

»Name des Passinhabers«: *Dr. jur. Ernst Goldschmidt* (in Tinte)

Ein Stempel: »Vorname hinzugefügt«: »Israel« (in Tinte) und ein weiterer Stempel: »2. Feb. 1939«

Noch ein Adler, der das Hakenkreuz trägt, und rundherum steht »Deutsche Botschaft in London«.

In der oberen linken Ecke das »J« mit Datum: »2. Feb. 1939«.



Das bedeutet, der Pass wurde von der Deutschen Botschaft in London 1936 ausgestellt, und das ist das erste Rätsel – warum wurde dieser Pass in London und nicht in Deutschland ausgestellt? Mein Vater hebt die Schultern, als ich ihn danach frage.

Der Buchstabe »J«, der am 2. Februar 1939 auf seinen Pass gestempelt wurde, klassifiziert ihn als Juden. Ebenfalls an diesem Tag wurde »Israel« seinem Namen hinzugefügt, wie bei allen jüdischen Männern gemäß einem Gesetz, das Ende 1938 verabschiedet wurde. Entsprechend wurde bei allen jüdischen Frauen »Sarah« hinzugefügt. Ein Gesetz, um zu demütigen, um die Juden daran zu erinnern, dass sie sogar das Recht an ihren eigenen Namen verloren hatten.

Ich öffne den Pass. Innen ist ein Foto von Ernst, einem Mann mittleren Alters in einem hellen Anzug und mit einer dunkleren Krawatte. Eine kleine, runde Brille, glattrasiert, ordentlich gekämmt, den Kopf leicht zur Seite geneigt. Er späht argwöhnisch in die Kamera und erahnt offenbar die Zukunft, in der ein ganzes Aufgebot an Amtspersonen über ihn richten wird. Ich erkenne in ihm meinen Vater, aber ich habe nicht das Gefühl, es laut sagen zu können.

Eigentlich erinnert mich das Foto an jene von August Sander, die er während seines umfangreichen Versuchs aufgenommen hatte, Menschen der neuen demokratischen Weimarer Republik in den 1920ern und 30ern zu katalogisieren. Zirkusakrobaten, Prostituierte, Bauarbeiter, Künstler und Bürokraten, alle wurden von Sander auf objektive und quasi-wissenschaftliche Weise fotografiert, und er verzichtete dabei auf jeglichen Kommentar bezüglich der Wahl, die sie für ihr Leben und ihren Beruf getroffen hatten, oder bezüglich der Wahl, die andere Leute getroffen hatten und von denen sie betroffen waren.

Ich will das Foto von Ernst näher betrachten, alles daran erscheint mir wichtig, weil es alles ist, was ich habe, alles,

was ich aus dieser Zeit über ihn wissen kann. Aber als ich das Foto ansehe, kann ich nicht anders als an die vielen Nazi-Beamten zu denken, die es ebenfalls angesehen haben müssen, um dann den Blick auf ihn zu richten, während er ihnen gegenüberstand. War ihnen auch die breite Stirn aufgefallen, die eher vollen Wangen und die müden Augen, so wie mir? Von diesem Vorgang, sein Bild so eingehend zu prüfen, wird mir schrecklich unwohl. Obwohl ich ein Viertel meiner DNS mit ihm teile, will ich ihn nicht als Ansammlung von Eigenschaften sehen, die sich identifizieren und quantifizieren lassen.

Aber ich wurde dazu ausgebildet, Bilder zu analysieren. Als Astronomin habe ich zu Galaxien geforscht, die so weit entfernt sind, dass es niemals physische Proben von ihnen geben kann. Bilder sind alles, was wir jemals von ihnen haben werden. Ihr Licht erreicht noch die Erde, wenn sie schon lange erloschen sind und nicht mehr existieren, und wir sehen sie nur, wie sie vor vielen Milliarden Jahren gewesen sind. Für mich sind Bilder Erkenntnisquellen, und mir wurde beigebracht, sie unvoreingenommen zu untersuchen. Bis ich mich dem Foto von Ernst in seinem deutschen Pass gegenübersehe.

Ein paar der Leute, die August Sander fotografierte, haben keinen offensichtlichen oder kenntlich gemachten Beruf. Es handelt sich um junge Frauen, ältere Männer und sogar Kinder, die keine körperlichen Merkmale teilen. Alle diese Fotos tragen denselben Titel: »Verfolgte«.

Meine Stiefmutter ist mit ihrer Gartenarbeit fertig, in der Küche ist es still, und der Kaffee ist längst ausgetrunken. Wir müssen weitermachen. Ernst starb, als mein Vater noch jung war, vielleicht ist dieser Prozess für ihn eine Möglichkeit, eine Verbindung zu dem Mann, den er im Er-

wachsenenalter nicht mehr kennenlernen konnte, herzustellen. Im Deutschen bedeutet das Wort Prozess sowohl Hergang als auch Gerichtsverfahren. Niemand erwartet, dass es leicht wird.

Ich kann mich nicht einmal mehr daran erinnern, wann ich herausfand, dass wir beide Anspruch auf diese Staatsbürgerschaft haben. Zögerlich schlug ich es meinem Vater vor. Diese Möglichkeit scheint nach und nach aufgekommen zu sein, bis ich mir ihrer bewusst wurde.

»Ich denke, er würde dem zustimmen«, hat mein Vater nun schon einige Male gesagt, wahrscheinlich um sich selbst, aber auch mich zu beruhigen. »Er hasste die Deutschen nicht. Er sagte, einige waren sehr nett zu ihm, selbst als es richtig schlimm geworden war. Seine Sekretärin zum Beispiel. Er erzählte mir, dass sie ihm geholfen hatte.«

Ich versuche, mir diese unbekannte Frau vorzustellen, eine Angestellte am Oberlandesgericht in Frankfurt am Main Mitte der 1930er Jahre. Gab sie ihm Geld, oder half sie ihm mit seiner Ausreise? Vielleicht hatte sie ihn auch einfach nur weiterhin wie einen Menschen behandelt, lange nachdem die Gesetzeslage ihm und anderen Juden grundlegende Menschenrechte verweigerte.

Während wir langsam und still die Seiten des Passes umblättern, wird mir klar, dass ich ihn mir am besten zweigeteilt vorstelle. Ein paar Angaben durch die deutschen Behörden, gefolgt von ein paar Angaben durch die britische Einwanderungsbehörde. Die deutschen Angaben sind sehr viel leichter zu verstehen als die britischen, weil es von letzteren so viele gibt.

Der Pass wurde im November 1936 ausgestellt und war ursprünglich nur sechs Monate gültig, wurde dann aber viermal verlängert. 1940 hatte Deutschland wegen des Krieges keine diplomatische Präsenz mehr im Vereinigten

Königreich, und die Schweiz war zur »Schutzmacht« deutscher Staatsbürger geworden. Der Pass war ordnungsgemäß von der Schweizer Gesandtschaft bis 1941 verlängert worden. Danach erachtete das Dritte Reich Ernst nicht mehr als deutschen Staatsbürger, wodurch er das Recht auf einen Pass verlor.

Jedes Mal, wenn er die Deutsche Botschaft aufsuchte, um seinen Pass verlängern zu lassen, hatte er in ein weißes Stuckgebäude ein wenig abseits der Mall gehen müssen, die zum Buckingham Palace führt. Einige Jahre, nachdem das Gebäude nicht mehr als Botschaft genutzt wurde, zog die Royal Society ein. Die renommierteste Wissenschaftsgesellschaft Großbritanniens war 1662 gegründet worden, und Isaac Newton war einer ihrer ersten Präsidenten. Ich war einige Male dort, saß in eleganten Räumen, von denen man die mit Bäumen gesäumte Mall sehen konnte, und lauschte Seminaren über Kosmologie und dunkle Materie, und mir war nicht annähernd bewusst, dass sich meine Wege mit denen von Ernst kreuzten, jedenfalls räumlich, wenn schon nicht zeitlich. Ich hatte die viele Milliarden Jahre alte Geschichte des Universums mit großer Aufmerksamkeit verfolgt und die Geschichte dieses Gebäudes, und damit auch die Geschichte meiner eigenen Familie, die sich darin vor einigen Jahrzehnten aufgehalten hatte, schlicht ignoriert.

[...]

DIE AUTORIN / ÜBERSETZERIN

Pippa Goldschmidt wuchs in London auf und lebt heute als Autorin in Berlin. Für ihre literarischen Texte gewann die promovierte Astronomin den angesehenen Scottish Book Trust/Creative Scotland New Writers Award. Ihr erster Roman »Weiter als der Himmel« war nominiert für den Dundee International Book Prize, und ihre Kurzgeschichtensammlung »Von der Notwendigkeit, den Weltraum zu ordnen« (CulturBooks, 2018) stand auf der Longlist des Frank O'Connor Short Story Award. Nach dem Brexit nahm die Britin 2020 die deutsche Staatsbürgerschaft an.

»Wie fühlt es sich an, offiziell Deutsche und inoffiziell Jüdin zu sein in einem Land, dessen Bürger zwar gesetzlich verpflichtet sind, etwas über den Holocaust zu erfahren, das aber dennoch anhaltenden Antisemitismus beheimatet: Kann ich etwas anderes sein als ein Geist, eine unheimliche Erinnerung an vergangene Schrecken?«

Zoë Beck lebt in Berlin. Sie studierte englische und deutsche Literaturwissenschaften in Gießen, Bonn und Durham und lebte einige Jahre in England und Schottland. Sie übersetzte Werke u.a. von Helen Oyeyemi, Ling Ma, Amanda Lee Koe und Sally Rooney.